

- [Untergang verwalten oder Übergang gestalten](#)
[Helmut Jehle, Pfarrer auf dem Schwanberg](#)
 - [Zur Nachahmung empfohlen: Kollegiale Beratung](#)
[Gisela Bornowski, Pfarrerin in Obermichelbach und Seniorin im Dekanat Dinkelsbühl](#)
 - [Ende eines Reformprojekts?](#)
[Martin Ost, Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATT](#)
-

Untergang verwalten oder Übergang gestalten **Helmut Jehle, Pfarrer auf dem Schwanberg**

Er habe das Gefühl, "einen Untergang zu verwalten", so ein Pfarrer unlängst bei einem pastoralen Fortbildungskurs. Aber es gehe ihm nicht gut dabei. Lange könne er so nicht mehr weiterarbeiten Gründe für eine solche innere Resignation gibt es heute beträchtlich viele. Es ist für einen besorgten und engagierten Seelsorger kein Vergnügen, wenn er Jahr um Jahr weniger Leute in der Kirche zählt, vor allem weniger junge Auch das winterliche Kirchenklima macht nicht wenige in ihrer Seele frieren. Sie sind ja ganz gut, Herr Pfarrer, aber Es gäbe eine Alternative zum morbiden Gefühl "Untergang verwalten". Sie heisst "Übergang gestalten". Dass kein Untergang sondern ein Übergang stattfindet, auch dafür gibt es genug, wenngleich oft nur versteckte Anhaltspunkte. Zudem, wenn es der Seele gelänge, "von der Untergangs? in eine Übergangsstimmung zu übersiedeln, könnte sie neu aufatmen." (Paul Zulehner, Ein Obdach der Seele, S. 105f.)

Woher rühren unsere Untergangphantasien?

Zunächst sind es bestimmte Lebensgefühle, die auch in die Kirche hineinragen, wenn z.B. nicht wenige Ältere ungeniert äussern: "Für mich wird's schon noch reichen!" Oder wenn viele Junge atemlos nach der Devise leben "Be happy!", aber eigentlich nur den flüchtigen Kick suchen bzw. in ihrer Atemlosigkeit nicht mehr bekommen. In solchen Haltungen fehlt die Vision, da ist die Zukunft abgeschnitten. So kann die Seele keine Nahrung finden.

Dann sind da auch wir in der Kirche davon infiziert, festzuhalten, was wir haben. Die Überlegungen zur Haushaltssanierung und zu strukturellen Verbesserungen dienen dieser Absicht. Darin stecken jedoch keine Visionen, wie die Kirche den Menschen wieder näher kommen könnte. Eben das ist aber ihr Auftrag und ihre Aufgabe. Festhalten und Aufbrechen geht nicht zusammen.

Weiter fällt auf, dass sich in der Kirche die verschiedenen Ebenen auseinander

leben. Die Kirchenleitung traut der kirchlichen Basis nur bedingt. Und selbst engagierte Gemeindegeistliche und Gemeindeglieder können in ihrer Fixierung auf die Ortsgemeinde von der Kirche als ganzer und von der Kirchenleitung so sprechen, als wäre das etwas oben drüber, mit dem sie nichts zu tun haben.

Schliesslich gibt es spirituelle Faktoren, die die Zukunft nicht eben öffnen. Ich denke an die geistliche Vereinsamung von Pfarrern und Pfarrerinnen ? sie funktionalisieren Evangelium mit einem hohen Pflichtethos zu einem Auftrag für andere und schöpfen daraus nicht für sich selbst. Nur wenige Geistliche haben einen Seelsorger oder eine Seelsorgerin, die ihnen auch Beichtvater oder Beichtmutter sein können. Sie verausgaben sich und sie können sich von Belastendem nicht wirksam befreien. Dazu kommt, dass Pfarrkapitel weitgehend mit Organisatorischem so zugedeckt sind, dass für die menschliche und seelische Befindlichkeit kein Raum bleibt. Verschärfend tritt an die Stelle von Gemeinschaft häufig ein Leistungs- und Konkurrenzgefüge unter der Kollegenschaft und zwischen Gemeinden. Dabei will das Paulus?Wort "Einer trage des Anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen" (Gal. 6,2) doch nicht nur ein hübscher Trauspruch sein. In dem geschilderten Szenario wird eher das Aus der körperlichen und seelischen Spannkraft erreicht, als die Vision eines Weges in die Zukunft.

Den Übergang gestalten

Was kann uns helfen, unsere Situation als Situation des Übergangs zu begreifen und dann den Übergang zu gestalten?

Lebenswenderiten

Da sind wir als erstes in der Kirche ständig bei Lebens?Wendezeiten zugange. Kasualien haben im kirchlichen Alltag bei unserer Klientel mit die grösste Akzeptanz. Selbst Menschen, die der Kirche fern stehen oder ihr den Rücken gekehrt haben, zeigen an einer Taufe, an Konfirmation, Trauung oder Beerdigung ein hohes Interesse. Nicht selten haben gerade sie ein besonderes Gespür für den tiefgreifenden Übergang, nicht selten sagen ihnen diese alten kirchlichen Rituale mehr als kirchlichen Insidern, und immer wieder passiert es, dass ausgerechnet sie von den Schätzen angerührt und überrascht werden, mit denen sie vorher nie oder schon lange nicht mehr umgegangen waren.

Kasualien sind bewährte Rituale im Übergang ? sie stehen uns zu Verfügung und wir müssen nicht selber sagen wofür wir keine adäquaten Worte haben.

Übergangsgeschichten

Da sind die vielen Übergangs?Geschichten in der Heiligen Schrift. Sie fangen bei Abraham an, der auf Gottes Geheiss sein Land verliess und sich in ein Land aufmachte, "das ich (Gott) dir zeigen will" (1. Mos. 12,5). Sie setzen sich fort bei der Wende des Volkes Israel vom Nomaden? zum sesshaften Kulturvolk und weiter beim Verlust von Land und Heimat.

Übergangsgeschichten reichen bis zu den Emmaus?Jüngern, die nicht zufällig auf den Weg ihre neue Rolle als lebendige Zeugen Jesu Christi langsam begreifen, und bis zum Wandel von einer palästinensischen religiösen Bewegung zu einer weltweiten Kirche ? eindrucksvoll dokumentiert in den Missionsreisen des Apostels Paulus. Von all den betroffenen Gestalten gilt:

Keiner wusste, wo es hinführen würde. Aber alle glaubten der Vision, machten sich auf den Weg und folgten ihrem Gott ? auch wenn dieser Weg nie ohne Krisen verlaufen ist.

Nachfolgeruf

Da sind die Einladungen und Aufforderungen Jesu, ihm nachzufolgen, an die Adresse von Menschen, die noch nicht wissen, wo sie auf diesem Weg heraus kommen werden, Und gleichzeitig ist seine Warnung zu hören: "Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes" (Luk 9,62).

Aufbrüche nebenan

Da sind neben dem organisierten kirchlichen Betrieb zahlreiche Aufbrüche: Hauskreise weiten sich aus, die geistliche Gemeindeerneuerung wirbt mit einem vielfältigen Gesicht, neue Gottesdienstformen stehen neben den bewährten Taizégebeten und den wiederentdeckten benediktinischen Stundengebeten, Wallfahrten und ganz generell das Gehen von geistlichen Wegen erfahren nicht zufällig auch im evangelischen Bereich einen regelrechten Boom, Fasten? und Meditationsangebote sind auch im kirchlichen Bereich schnell ausgebucht und Klöster aller Konfessionen werden als Anlaufpunkte in Krisen oder als Orte geistlicher Beheimatung zunehmend weiter entdeckt.

Verweigerung macht krank

Rückenwind für die Gestaltung von Übergängen gibt es auch aus der Lebensbeobachtung, dass sich seinem Leben entfremdet, wer an den Übergängen nicht mitgeht. Er oder sie wird mehr und mehr zurückschauen und nicht nach vorne, wird im Gewohnten bleiben und darüber die lebendige Identität verlieren. Das geschieht z.B., wenn junge Leute das Erwachsenwerden verweigern, wenn Verheiratete ein ungebundenes Leben suchen, als ob sie gar nicht verheiratet wären oder wenn ältere Menschen sich ihrem Älter?Geworden?Sein und dem weiteren Älter? Werden verschliessen. Das geschieht, wenn Menschen die Ehepartner oder Ehepartnerin verloren haben, in der Wohnung nichts verändern, auch nur das Notgedrungene in den Lebensgewohnheiten ? dann wird der Verlust zum Lebensinhalt und es kann eine quälende Agonie sein, bis ein lebendig Toter in seiner ganzen Unfruchtbarkeit schliesslich auch körperlich gestorben ist. Es geschieht, wenn Kranke nur noch angstvoll in sich hineinhorchen und damit die Beziehung zum Heute und Morgen abschneiden. Es geschieht bei Menschen, die einem spirituellen Aufbruch nachtrauern, den sie vor Jahren erlebt hatten und darüber die geistliche Herausforderung jetzt versäumen.

Was so im Alltag einsichtig ist, gilt auch im geistlichen und kirchlichen Leben: Wenn der Übergang versäumt oder verweigert wird, droht ein Leben mit Abseits, das von geringem Interesse ist.

Wie und wo sind nun die Übergänge in Kirche und Gemeinde auszumachen? Was ist zu tun?

Vielleicht von Elia zu sagen lernen: "Rede Herr, dein Diener, deine Dienerin hört" (1. Sam 3, 10) Damit wäre die notwendige Aufmerksamkeit gewährleistet für den, dessen Reich kommen muss, und wir wären erlöst von

der Machermentalität, von der Allesverantwortlichkeit und von dem Leer?Werden angesichts der Frustration, dass uns Omnipotenz und Omnipräsenz nun mal nicht gelingen wollen.

Das Ergebnis könnte ? so Karl Rahner ? eine "namenlose Tugend" sein. Rahner beschreibt sie so: Aufgeschlossen und offen sein für das Neue, sich jedoch nicht von jedem Windhauch und jeder modernen Zeitströmung umwerfen lassen. An dem festhalten, was sich im eigenen Leben als lebenswert und sinnvoll erwiesen hat, und sich gleichzeitig um eine tolerante Haltung gegenüber Menschen bemühen, die sich für andere Lebensformen und Wertvorstellungen entschieden haben. Sich den täglich festliegenden Anforderungen stellen, aber auch dem Unerwartetem darin Raum geben können. Gern auch die Erfahrungen anderer hören und offen sein für neue Antworten und Lösungsversuche.

Wer weiss, was dabei nicht nur im persönlichen Leben sondern auch in Gemeinschaften, in Kirche und Gemeinde herauskommt.

Helmut Jehle, Pfarrer auf dem Schwanberg, Rödelsee - aus: Schwanbergbrief 4/1998

[TOP](#)

Zur Nachahmung empfohlen: Kollegiale Beratung

Gisela Bornowski, Pfarrerin in Obermichelbach und Seniorin im Dekanat Dinkelsbühl

Erwachsen ist die Idee aus einer Fortbildung für Radioandachten. "So etwas bräuchte man/frau öfter!"

Schon länger hatte ich einen Prospekt vom RPZ in der Schublade, wo für das Konzept einer Kollegialen Beratung geworben wurde.

Wie es begann

Im Pfarrkapitel stiess der Vorschlag, miteinander eine Gruppe zur Kollegialen Beratung zu bilden, auf grosses Interesse. Bei unserem ersten Treffen kamen acht Interessierte, unsere Gruppe behielt etwa diese Stärke, wobei die Teilnehmer/innen jeweils nach einem Jahr (von Oktober bis Juli) die Gruppe verlassen konnten, bzw. neu dazukommen konnten. Wir haben uns alle zur regelmässigen Teilnahme und zur Verschwiegenheit verpflichtet.

Spielregeln

Bei unserem ersten Treffen kam Gerhard Spangler, Referent im RPZ und Supervisor, dazu. Er hat ein Modell für die Kollegiale Beratung entwickelt, das er uns vorstellte.

- Es ist ansonsten keine Leitung von ausserhalb notwendig, die Gruppenmitglieder beraten sich gegenseitig.

- Die Gesprächsleitung wechselt.

- Jeweils im 5/10?Minuten?Takt spricht der/ die Vortragende des Problems und dann die Gruppe, sie reagieren dabei aufeinander.
 - Insgesamt dauert ein Treffen ca. 90 Minuten (mit "Ankommenszeit").
 - Erst am Ende stehen die Lösungsvorschläge für das Problem und vor allem das Einbringen dessen, was man/frau selber schon erlebt hat oder wie er/sie damit umgegangen ist, um eine "echte Lösung" nicht zu verhindern.
- Eine/r trägt ein konkretes Problem vor, die anderen äussern ihre Assoziationen und Lösungsvorschläge dazu. Bewährt hat sich, an einem konkreten Fall zu arbeiten und nicht allgemein über Religionsunterricht oder Jugendarbeit oder Gottesdienst etc. zu sprechen. So ging es z.B. darum, ob man als Pfarrer/in auch Urlaub daheim machen kann, es ging um schwierige Schüler im RU, um Seelsorgefälle, um Schwierigkeiten im KV oder mit Mitarbeitern, um die freie Zeit, die man/frau braucht. Möglich wäre auch eine Predigt, einen Stundenentwurf oder ein Gesprächsprotokoll einzubringen, was bei uns jedoch noch nicht vorkam, weil anderes immer dringlicher schien.

Das Ziel der Kollegialen Beratung

Solidarisch sein/werden und nicht einsam sein/werden. Ich denke, das ist eine unserer wertvollsten Erfahrungen in den letzten vier Jahren: es hat sich eine Solidargemeinschaft im Pfarrkapitel entwickelt, eine Offenheit im Umgang miteinander, die es vorher nicht gab. Wir lernen voneinander, der Austausch macht uns die Arbeitsweise der KollegInnen bekannt. An den Fällen der anderen konnte man/frau auch immer für die eigene Person lernen. Es ist eine "fehler? und fragenfreundliche" Umgangsweise möglich. Wir wissen einfach auch mehr voneinander und was uns beschäftigt. Wir reflektieren unsere Arbeit auf verschiedenen Ebenen: neben den verfügbaren Informationen und Fakten ist es wichtig, sich ein inneres, gefühlsmässiges Bild von der Situation machen zu können, wir reden über unsere Hoffnungen, und Ängste, über unsere Gefühle. Und gerade diese Seite einer Sache bringt uns weiter und schafft einen Raum des Vertrauens. Alle bringen sich ein mit ihren Ideen und Identifikationen, so erweitert sich der Handlungsspielraum für die Einzelne/den Einzelnen.

Stand der Dinge

Nach vier Jahren machen wir jetzt bis zum neuen Jahr eine kleine Pause und starten dann in die fünfte Runde. Wir können die Kollegiale Beratung nur weiter empfehlen und Mut dazu machen, sich zusammenzufinden und sich auf diese Weise füreinander zu öffnen und miteinander zu arbeiten.

Gisela Bornowski, Pfarrerin in Obermichelbach und Seniorin im Dekanat Dinkelsbühl

[TOP](#)

Ende eines Reformprojekts?

Martin Ost, Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATT

Ein bisschen genauer würde ich es ja gerne wissen: wie unfähig und unwillig "Pfarrer und andere Hauptamtliche" in der Kirche sind, "Reformschritte konsequent zu gehen." Dass es so sei, war in der Zeitung auch in Nürnberg zu lesen. "Ein Renommierprojekt der evangelischen Kirche in München steckt in einer schweren Krise" schrieben die "Nürnberger Nachrichten" über ihren Artikel und berichteten von Rücktritten und gegenseitigen Vorwürfen. Seit längerem bemühte sich das KORRESPONDENZBLATT, über den Stand der Dinge und die Erfahrungen nach ein paar Jahren Auskunft zu bekommen. Leider ist uns das nicht gelungen - die immer gleichen Projektdarstellungen waren zu bekommen, der Stand der Dinge nicht.

Ich fand das "Evangelische München Programm" immer interessant: Dass unsere Kirche ihre Probleme offensiv angeht statt nur zu jammern und "den Menschen" Vorwürfe zu machen, weil sie unser Angebot nicht annehmen wollen, dass man dazu auch den Blick von aussen zu Hilfe nahm und damit auch Kritik riskierte, war gut und nötig.

Klar war aber doch auch, dass Erfolg wie Grenzen eines solchen Unternehmens sich erst in ein paar Jahren herausstellen würden. Der erste Planungsworkshop ist anregend: so viel hat man nicht nur in München schon lange nicht mehr über Gemeindegarbeit miteinander geredet und nachgedacht. Das motiviert, setzt neue Kräfte frei. Etwas Ähnliches habe ich erlebt, als ich in meiner früheren mit den Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorstehern über die Frage nach Prioritäten der Arbeit angesichts der absehbaren Reduzierung auf eine halbe Stelle geredet habe. Man redete sich die Köpfe heiss, hatte Ideen und machte sich - vielleicht zum ersten Mal wirklich - bewusst: Was bieten wir, mit welchen Menschen haben wir es zu tun, wo liegen die Probleme. Als dann die Reduzierung kam, fürchte ich, hatte mein Nachfolger es nicht leichter als andere, die auf frisch reduzierte Pfarrstellen kommen: da war eben nur noch Verlust und wenig Schwung zum Aufbruch zu neuen Ufern.

Könnte es in München ähnlich gewesen sein? "Neuorientierung" heisst ja ebenso, manchen Aktivitäten den Abschied zu geben, in die Menschen Zeit und Liebe gesteckt hatten. Und die neuen Aktivitäten werden - absehbar - nicht alle begeistert angenommen. Der Himmel auf Erden ist auch mit dem eMp nicht angebrochen, die Kirchen sind nicht überfüllt, Menschen nicht begeistert.

War für solche Enttäuschungen der Engagierten Raum? Hat sich jemand seelsorgerlich dieser Anfechtungen angenommen? Klargemacht, dass es unsere Machtphantasien sein könnten, unsere Eitelkeit, die sich solches Echo wünscht und nicht (nur) der Wunsch, das Evangelium allen Menschen weiterzugeben? Wie weit war es möglich, die diesem - wie jedem anderen - Programm impliziten "Häresien" zu diskutieren? Wie weit konnten die vorhandenen Strukturen den neuen Erfordernissen angepasst werden? Oder lief es doch darauf hinaus, das Alte weiterzumachen und dazu noch Neues zu beginnen?

Viele Fragen. Schade, dass es so schwer ist, Antworten zu bekommen. Noch schlimmer: Das öffentliche Abwatschen der Beteiligten und die Gegenreaktionen ("oberlehrerhaftes Verhalten"), die beide sicher den Tatsachen nicht gerecht wurden. Ein Blick in die Apostelgeschichte zeigt die Begeisterung der ersten Christen - ebenso aber auch deren "Bauchlandungen" und Enttäuschungen; die Briefe des Paulus reden von Konflikt und Kleinlichkeiten, vom alltäglichen Kampf um die eine Gemeinde: "besser" sind wir auch nicht, egal, ob Pfarrer, Hauptamtliche, Gemeinden. Und auch die Methoden der Wirtschaft tun keine Wunder (in der Wirtschaft übrigens auch nicht - es sieht nur von aussen manchmal so aus).

Vielleicht versuchen die "Münchner" die Antworten noch? Man könnte vielleicht doch manches bewahren, was man gewonnen hat und all die Mühe war nicht umsonst? Aber wahrscheinlich sind die persönlichen Verletzungen inzwischen zu schwer (und zu sehr in die Öffentlichkeit getragen worden). Schade.

Martin Ost, Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATT

[TOP](#)
